
GEBURT DER NEUZEIT

Rezension von: Leonhard Bauer/
Herbert Matis, Geburt der Neuzeit.
Vom Feudalsystem zur
Marktgesellschaft, dtv, München 1988,
555 Seiten, DM 19,80

Das vorliegende Buch beeindruckt nicht nur durch seinen Umfang und die Vielzahl heterogener Primär- und Sekundärquellen, die darin verarbeitet sind; noch beeindruckender ist der Umstand, daß hier ein umfassender Versuch unternommen wird, den „großen Transformationsprozeß“ (Polanyi) von der „traditionalen“ Gesellschaft des ausgehenden Mittelalters zur „modernen“ industriell-kapitalistischen Gesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts nicht nur zu beschreiben, sondern neu zu deuten. Die Verfasser legen dabei besonderes Gewicht einerseits auf die Entstehung des modernen Nationalstaates und andererseits auf die damit einhergehenden Veränderungen in der Psycho- und Soziostruktur der Menschen. In den Worten von Bauer und Matis:

„Der Erkenntnisgegenstand liegt . . . theoretisch wie forschungspraktisch im Feld verschiedener, sich überschneidender sozialwissenschaftlicher Disziplinen und Theorien. Dementsprechend kann man die ‚Wirtschaft‘ erstens im Sinne der Neoklassik als autonomen Bereich (Markt) betrachten, der quasi ‚mechanistisch‘ nach eigenen Gesetzen funktioniert, die es aufzudecken gilt, zweitens als Betätigungsfeld von Unternehmern,

etwa im Sinne des Schumpeterschen Innovators geistig-politischer und sozioökonomischer Mobilisierungsprozesse . . . , drittens aber auch als soziales Interaktionsfeld verschiedener gesellschaftlicher Gruppen“ (S. 9).

Die Verfasser machen keinen Hehl daraus, daß sie der letzteren Position zuneigen und deswegen Wirtschaftswissenschaft als „Sozial- und Menschenwissenschaft“ im weitesten Sinne auffassen. Obwohl die Entstehung der modernen Nationalstaaten ein wichtiger Gegenstand der Untersuchung ist, haben die Autoren der Versuchung widerstanden, die Geschichte einzelner Nationalstaaten einfach additiv aneinanderzureihen. Sie halten deswegen die Betrachtung differenzierter Entwicklungspfade einzelner Länder für nicht sinnvoll; ihnen geht es dagegen um Systeme, Strukturen, allgemeine Entwicklungszusammenhänge und gesellschaftliche Prozesse, deren Auswirkungen, wie Bauer/Matis konzедieren, allerdings je nach Situation, Tradition und Rahmenbedingungen unterschiedlich sein können.

In der Perspektive von Bauer und Matis sperrt sich der gegenwärtige Wissenschaftspragmatismus der Ökonomie gegen historische und theoretische Fundierungen, die über eine ergebnisorientierte Abarbeitung aktueller Probleme hinausreichen. Diese Programmatik zeigt bemerkenswerte Anklänge an Marxsches Gedanken-gut. So stellen die Verfasser fest, daß Theoriegeschichte notwendig sei, um ökonomische Probleme im gesellschaftlichen Zusammenhang und als Ergebnis geschichtlicher Verhältnisse zu begreifen. Dabei geht es ihnen „auch um die Aktualität der Gesellschaftsgeschichte, und darum, die theoretische Analyse und die Politik

vor ihrer Faktengläubigkeit und der Naivität erster Einfälle zu bewahren“ (S. 10 f.).

Auf der Basis dieses Grundkonzeptes plädieren Bauer/Matis für eine Erweiterung des Gegenstands der ökonomischen Theorie jenseits von Allokation und Distribution, von Güterproduktion und Güterverteilung. Noch deutlicher werden die Bezüge zu Marx'schem Gedankengut, wenn die Autoren darauf hinweisen, daß außer den materiellen Gütern auch Ideen, Gewohnheiten und Verhaltensformen produziert werden, die ihrerseits wiederum auf die ökonomische Produktion zurückwirken:

„Die Formen der Produktion sind das Ergebnis von gesellschaftlichen Verhältnissen; und man versteht die Realität wie auch die gängige Theorie der modernen Industriegesellschaft nur, wenn man erkennt, aus welchen historischen Konstellationen sie sich entwickelt haben und in welchen sie noch immer verhaftet sind. Erst in der Auseinandersetzung mit der Geschichte wird ein Teil der Möglichkeiten ökonomischen Handelns theoretisch erschlossen“ (S. 11).

Die Arbeit von Bauer und Matis gliedert sich in zwei Hauptteile, deren erster die alteuropäische traditionale Gesellschaft, deren zweiter den modernen Nationalstaat als „Super-Oikos“ und als Gewaltinstanz untersucht. Die Verfasser sehen natürlich die begrifflichen Schwierigkeiten des Konstrukts einer traditionellen Gesellschaft, halten es aber gleichwohl für sinnvoll und charakterisieren zusammenfassend diese Gesellschaftsformation so:

„Im wesentlichen sind es wohl eine andere Lebensform und ein anderer Sinnzusammenhang, die hinter all diesen Erscheinungen stehen. Es ist ein Charakteristikum der mittelalterlichen Ordnungsvorstellungen, daß etwa die ‚Interdependenz‘ von Gesellschaft, Wirtschaft und politischer Herrschaft gar nicht problematisiert werden kann, denn damit werden nur

einige von mehreren Ordnungsaufgaben menschlichen Seins und Zusammenlebens bezeichnet, die insgesamt durch eine metaphysisch begründete göttliche Ordnung zusammengehalten werden. Und diese primär religiös begründeten und von der Kirche tradierten Ordnungsvorstellungen können die unterschiedlichsten Tätigkeiten und Institutionen in eine spirituelle Zusammengehörigkeit und damit eine gegenseitige Zuordnung einbinden. Jeder Stand, jeder Mensch, ja jedes Ding hat seinen ‚natürlichen‘ Ort; wer etwas daran verändert, widerspricht der göttlichen Ordnung. In dieser Sicht muß etwa allein schon der ortsverändernde Handel als eine Verletzung der tradierten Ordnungsvorstellungen aufgefaßt werden“ (S. 19).

Auch das Wissenschaftsverständnis der traditionellen Gesellschaft unterscheidet sich deutlich von dem der Neuzeit: Mittelalterlicher Wissenschaft und Philosophie geht es nicht so sehr um die Gewinnung neuer Erkenntnisse, sondern darum, daß Glaubenswahrheiten vernunftmäßig begründet und durch geoffenbarte christliche Heilslehre verständlich gemacht werden. Nicht der neuzeitliche Bezug zur Realität, sondern die Ableitung aus den Aussagen früherer Autoritäten ist die zentrale Form wissenschaftlicher Begründung.

Bauer/Matis betonen auch die psychosoziale Funktion, welche die engen gesellschaftlichen Normen, Gewohnheiten und Verhaltensweisen für die Menschen haben, die zugleich in Institutionen mit tradiertem Symbolgehalt, wie Grundherrschaft, Zunft und Gilde, eingebunden sind. Nach ihrer Analyse sind die Verhaltensnormen denjenigen einer Stammesgesellschaft durchaus ähnlich. Die traditionale Gesellschaft ist trotz ihrer ständischen Gliederung keine Klassengesellschaft im modernen Sinne, sondern vielmehr eine über geburtsständische Zugehörigkeit gebildete Statusgesellschaft. Noch wichtiger: Die Elemente der Wirtschaft bleiben in

nichtökonomischen Institutionen eingebunden, die eng den Prinzipien der Reziprozität (Wechselseitigkeit) und der Redistribution (Umverteilung) als zentralen Elementen distributiver Gerechtigkeit verbunden sind. Interessant ist in diesem Kontext der Hinweis darauf, daß entgegen einer gängigen Vorstellung die meisten Menschen des Mittelalters nicht besonders sesshaft oder ortsgebunden sind, wenn man einmal von den durch den Willen des Grundherrn häufig an das Land gebundenen Bauern absieht; aber auch bei diesen kommt es häufig zu individuellen oder sogar kollektiven Migrationen. Einer allzu festen Bindung wirkt auch entgegen, daß es unbeschränktes Eigentum im modernen Sinne (*dominium*) noch nicht gibt – und damit auch noch nicht die durch das moderne Eigentum vermittelten Bindungen –, sondern nur vielfältig beschränkte und gefährdete Rechte auf den „Nießbrauch“ einer Sache.

Die Autoren unterscheiden zwei wesentliche Formen sozialer Organisation: Im Anschluß an Brunner sehen sie einerseits das herrschaftlich organisierte „Haus“ (*oikos*) als mögliche Form der Sozialisation und damit zugleich als Muster der Machtverteilung innerhalb der alteuropäischen Gesellschaft, in dem politische Herrschaft ebenso angelegt ist wie Partizipation, und zwar überall da, „wo sich Angehörige unterschiedlichen, aber minderen Status unter patriarchalisch-hierarchische Führung begeben. Überall dort, wo Gleichberechtigte sich zu einer institutionellen Organisation zusammenfinden, darf die ‚Gemeinde‘ als Archetyp der Sozialisation gelten“ (S. 53 f.).

Auf dem Wege zur „Neuzeit“ konstatieren Bauer und Matis zentrale Elemente der Veränderung im Denken und Handeln der Menschen: In der Philosophie ist es die Trennung von „Vernunft“ und „Glaube“, die Ausprägung persönlicher Rechte, die mit der Ausbildung modernen Eigentums einhergehen, und die Begründung von

Wissenschaft auf Empirie (anstelle überkommener Autoritäten). Reale Veränderungselemente sind vor allem Stadt und Bürgertum, das „Handelsystem“, verbunden mit einer Expansion der Märkte, sowie frühe Formen der Industrialisierung (primäre Kapitalakkumulation und Proto-Industrialisierung). Diese Elemente führen zu einer „transitorischen Krise“ der traditionellen Gesellschaft, ablesbar an einer Systemkrise des Feudalismus, einer Strukturkrise der feudalen Ökonomie im Kontext einer Kommerzialisierung der Landwirtschaft und vor allem an dem Aufbrechen traditionaler Wertvorstellungen: An die Stelle überkommener Bindungen treten nun Freiheit und Ordnung als zentrale Kategorien.

Die Heraufkunft der Neuzeit sehen Bauer/Matis im Entstehen des Staates als eines „Super-Oikos“, einer zentralen Gewaltinstanz. In bemerkenswertem Unterschied zu den Auffassungen von Adam Smith und, mit einigen Abstrichen, auch denjenigen von Marx wird die Entstehung der modernen „Marktgesellschaft“ neu gedeutet: Sie setzt sich nicht gegen, sondern mit dem absolutistischen Staat durch und führt zu dessen kommerzialisierter Weiterentwicklung, nicht aber zu dessen grundsätzlicher, revolutionärer Ablösung:

„Der Zentralstaat, der aus dem Prinzip des herrschaftlich organisierten *oikos* abgeleitet wird, ist in seiner Politik gegen die traditionale, ständisch gegliederte Gesellschaft gerichtet. Der Absolutismus und die ‚politische Ökonomie‘ wirken auflösend und individualisierend auf die alte Ordnung. Der Zentralstaat geht dabei, nachdem er selbst die Durchsetzung von Marktbeziehungen initiierte, mit dem sich ausformenden Kapitalismus eine Symbiose ein. Die ‚stumme‘ Herrschaft des Geldes setzt sich mit den länger werdenden Handlungsketten generell durch; das tauschende Individuum wird zum Ausgangspunkt der Erzeugung von Reichtum und zum

Lebensnerv des Staates, der sich nicht zuletzt als ‚Steuerstaat‘ versteht“ (S. 189).

Neue Sozialisationsinstanz ist also der Zentralstaat. Dessen Prägekraft wird in allen gesellschaftlichen Bereichen – in der Familie wie in der Bürokratie, im (stehenden) Heer wie in den vielfältig entstehenden Produktionseinheiten – gesehen. Das herrschaftliche Interesse des Finanzstaates geht mit dem bürgerlichen Handels- und Gewinninteresse und dem Geldwesen allgemein eine Symbiose ein, und zwar zu beiderseitigem Nutzen: Der Steuerstaat partizipiert an dem entstehenden monetären Reichtum, den er andererseits aber erst dadurch ermöglicht, daß er die notwendigen institutionellen und gesetzlichen Regelungen für die Verallgemeinerung der Waren- und Geldwirtschaft schafft. Anders also als in der klassischen und auch in der marxistischen Lesart ist bei Bauer und Matis der moderne Zentralstaat nicht durch die liberale Marktgesellschaft abgelöst worden. Der Herrschaftscharakter der Waren- und Geldform findet gerade in der Verschmelzung von Bürgertum und herrschaftlichem Steuerstaat seinen angemessenen, unzweideutigen Ausdruck.

Die moderne wissenschaftlich-analytische Weise des Vorgehens, Zupackens und Zergliederns verbindet sich mit der zentralstaatlichen Regulierung der Beziehungen zwischen Menschen:

„Allen in diesen Institutionen angewendeten Methoden liegt der cartesiansche Rationalismus, ein mechanistisches Denkschema und eine von den Naturwissenschaften her bestimmte ‚physikalische‘ Symbolwelt zugrunde, sowie, davon abgeleitet, das Prinzip des Zerlegens, Messens und modellhaften Abbildens (worauf etwa auch die Konstruktion von Maschinen, aber auch von ökonomischen ‚Modellen‘ beruht). Während entsprechende Erscheinungen der Natur und des früheren Arbeitslebens stets in das viel-

schichtige Wirkungsgefüge von Organismus und Umwelt einbezogen bleiben . . ., erscheinen die ‚Produkte‘ des sogenannten naturwissenschaftlich-technischen Zeitalters demgegenüber oft wie ein zum Sonderzweck emanzipiertes Einzelorgan. Schließlich wird auch der Mensch selbst nicht mehr als Ganzes, sondern nurmehr als ein ‚Produkt‘ seiner verschiedenen Teilfunktionen gesehen . . . Die berühmten Automaten sind allerdings nicht bloß Abbild des menschlichen Organismus, sondern nach Ansicht Michel Foucaults ‚politische Puppen‘, nämlich verkleinerte Modelle der Machtstrukturen, sie sind zugleich auch die ‚Obsession von Herrschern, die über gut gedrillte Regimenter und gehorsame Untertanen gebieten‘ möchten“ (S. 359).

Von hier aus sehen Matis und Bauer einen geradlinigen Weg zur „wissenschaftlichen Betriebsführung“ Frederick W. Taylors, der menschliche Arbeit ähnlich gestalten will wie Maschinen. So wie der moderne Zentralstaat, trotz der Ausbildung „bürgerlicher Freiheiten“, einen funktionierenden Untertanenverband herzustellen sucht, so findet auch in der Produktion ein umfassender Disziplinierungsprozeß statt. Demzufolge ist auch das Wirken des Marktes kein herrschaftsfreier Funktionszusammenhang, sondern die Fortsetzung des Zentralstaates mit anderen Mitteln: „Eine vom Menschen abgelöste Mechanik, das Wirken der Marktkräfte, wird zum bewegenden Antriebsgesetz der politischen Ökonomie“ (S. 492).

Das Buch schließt mit einem interessanten methodischen Exkurs, in dem zunächst die Theoriebildung in den Sozialwissenschaften problematisiert wird. Bauer und Matis fordern die weithin verlorengegangene historische Dimension der Ökonomie wieder ein. Ihr Werk versucht, dem in dieser Abstraktheit unstrittigen Satz, daß soziologische und ökonomische Gesetze nur in räumlich-zeitlich einge-

schränktem Sinne sinnvoll anzuwenden sind, eine konkrete Bedeutung zu geben, die das vorherrschende Wissenschaftsverständnis grundsätzlich in Frage stellt. So kommen sie zu einem Systemansatz, aus dem sich drei zentrale Prämissen für eine gesellschaftliche Entwicklungstheorie ergeben: Zum ersten glauben sie, daß die Formenvielfalt des gesellschaftlichen Lebens auf einige wenige Formen, nämlich Systeme, Prozeßmuster und Strukturen, zurückführbar ist. Zweitens sehen sie eine generelle Tendenz zu permanenter Veränderung bei aller Variationsbreite historischer Erscheinungen und fordern daher, daß eine Theorie des gesellschaftlichen Wandels genügend Flexibilität besitzen müsse, um ganz unterschiedliche Phänomene, wie „Fortschritt“, „Rückschritt“, „Revolution“ oder „Reaktion“, zu erklären. Drittens folgern sie, daß diese Tendenz zu permanenter Veränderung sich unter den Kategorien von „Anpassung“ und „Widerstand“ analysieren lasse (vgl. S. 513).

Gerade aber die Kategorie des Widerstandes erscheint in diesem Buch etwas unterbelichtet: Die Fokussierung auf den modernen herrschaftlichen Zentralstaat betont wohl zu stark

die Perspektive des dirigierten Menschen, der gelenkten sozialen Ordnung. Die Wandlungen, die der Zentralstaat seit dem 16. Jahrhundert in Richtung auf mehr Polyarchie, wenn nicht Demokratie, und auf mehr Partizipation gemacht hat, werden nach meinem Eindruck zuwenig betont. Und schließlich bleibt offen, was aus dieser Perspektive für die großräumigen Zusammenschlüsse der Gegenwart folgt: Müssen wir etwa die Europäische Gemeinschaft 1992 als einzigen „Giga-Oikos“ betrachten – und falls ja, was bedeutet dies?

Diese und viele andere Fragen sollen das Verdienst dieses Buches nicht vernebeln. Es zu lesen, ist für jeden Sozialwissenschaftler ein Gewinn, auch wenn er sich von der Perspektive der Autoren im Ergebnis nicht überzeugen läßt. Das Werk ist nicht nur umfassend, sondern auch grundlegend; es fordert nicht nur zu Zustimmung und Widerspruch auf, sondern auch dazu, die eigene Position neu zu überdenken. Nicht zuletzt in diesem Sinne ist dieses Buch ein wichtiger Beitrag zu einer Ökonomie als einer „Menschenwissenschaft“.

Hans G. Nutzinger